

2. Advent – Offenbarung 3,1-6

Predigt im MBS-Gottesdienst am 5. Dezember 2016

„Alle Jahre wieder kommt das Christuskind auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind“. Und da taucht es zuerst bei Aldi und Lidl auf, geht dann zu Edeka und Tegut, wickelt sich durch die Kindergärten und Grundschulen, isst und trinkt sich durch die Adventsnachmittage und Weihnachtsfeiern – und schließlich, ganz am Ende, kurz nach dem zweiten Advent, kommt es auch ins Bibelseminar.

Vielleicht ist diese doch vergleichsweise späte Ankunft ein Indikator dafür, dass wir als gestandene Christen und Theologen mit der Adventszeit so unsere Probleme haben. Wir wollen zwar, dass sich alle bekehren und irgendwie den Herrn Jesus kennenlernen – aber dass sich das Christentum zu Weihnachten als Volksreligion inszeniert, ist uns auch nicht recht. Sich einfach gegenseitig mit Geschenken zu überschütten und das das Fest der Liebe zu nennen, erscheint uns zu flach, die Familienharmonie unter dem Weihnachtsbaum zu oberflächlich, das Krippenspiel am Heiligenabend zu kitschig. Und dass aus der Adventszeit, dieser klassischen Bußzeit, nun die Vorweihnachtszeit geworden ist, in der man bei Lichterzauber und unter ständiger Beschallung mit „besinnlicher“ Musik vor allem sein Magenvolumen schrittweise dehnt und auf die Leber mit Glühwein abhärtet, gefällt uns erst recht nicht.

Und so klären wir unsere Lieben gern beim Geschenkeauspacken darüber auf, dass Jesus vermutlich nie in einer Krippe gelegen hat, sondern in einem Futtertrog, und dass das ganze Drumherum auch kein Stall gewesen ist, sondern der hintere Teil eines Wohnhauses. Das bringt die Weihnachtsfreude so richtig in Fahrt. Und weil wir schon in Stimmung sind, versuchen wir auch gleich danach beim Essen, die mühsam aufrecht erhaltene Familienharmonie ein bisschen durcheinander zu bringen...

Der Predigttext, der für den zweiten Advent vorgesehen ist, scheint ebenfalls wunderbar dafür geeignet, einem die Festtagsfreude so richtig zu vermiesen – vermutlich ist er auch von gestandenen Christen und Theologen ausgesucht worden. Wir finden ihn in jenem düsteren Buch voller Unheil und Katastrophen, in dem die Menschheit ihrem Ende entgegen geht – und damit meine ich nicht die „Zeit“, den „Spiegel“ oder die „Süddeutsche“ nach der Wahl in Amerika, sondern die Offenbarung des Johannes. Ich lese aus Offenbarung 3, die Verse 1 bis 6:

Und dem Engel der Gemeinde in Sardes schreibe: Das sagt, der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne: Ich kenne deine Werke: Du hast den Namen, dass du lebst, und bist tot. Werde wach und stärke das andre, das schon sterben wollte, denn ich habe deine Werke nicht als vollkommen befunden vor meinem Gott. So denke nun daran, wie du empfangen und gehört hast, und halte es fest und tue Buße! Wenn du nicht wachen wirst, werde ich kommen wie ein Dieb, und du wirst nicht wissen, zu welcher Stunde ich über dich kommen werde.

Aber du hast einige in Sardes, die ihre Kleider nicht besudelt haben; die werden mit mir einhergehen in weißen Kleidern, denn sie sind's wert.

Wer überwindet, soll mit weißen Kleidern angetan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens, und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!

Soweit unser Predigttext, der wie gesagt für den zweiten Advent, diesen zweiten Sonntag in der vorweihnachtlichen Bußzeit vorgeschlagen ist. Wie ihr sicher gemerkt habt, geht es in ihm tatsächlich um den zweiten Advent, das zweite Kommen Christi, seine Wiederkunft. Auf sie sollen wir uns vorbereiten, auf sie sollen wir zuleben. Die jährliche Adventszeit ist deshalb so etwas wie eine immer wiederkehrende Probenstunde, bis endlich eines Tages die große Aufführung kommt.

Tja, und damit sind wir auch schon mitten im Problem. Wer einmal mit einer Gruppe für eine Aufführung geprobt hat – ob das nun für ein Theaterstück war, einen Chor- oder Bandauftritt oder nur das Krippenspiel, was demnächst wieder ansteht – der weiß, dass es bei den Proben mit Wertschätzung allein noch nicht getan ist. Beim kleinen Tim mag es noch ganz niedlich aussehen, wie er die Rolle des Schäfchens interpretiert, wenn er aber zwanzig Jahre später am großen Tag seinen Text zusammenstottert oder mit seinem Instrument den Ton nicht trifft, ist das schon weniger witzig.

Deshalb bestehen Proben in der Regel zu einem gehörigen Maß aus Kritik. Man kriegt gesagt, was man noch nicht kann, was man immer noch nicht kann, was man üben muss und was man noch einmal üben muss. Und wenn es in einem Part ganz und gar nicht läuft, hört man nicht etwa: „Macht nichts, der Rest klappt ja ganz gut!“ – nein, im Gegenteil, mit diesem Teil wird man so lange gequält, bis er einem wirklich in Fleisch und Blut übergegangen ist. Aber nachher, wenn die Probe vorbei ist, dann gehen alle zusammen in die Kneipe und freuen sich darüber, dass sie schon ganz schön Fortschritte gemacht haben. Aber erst nachher, sonst fehlt der Elan, an sich zu arbeiten.

Wenn wir uns nun an diesem zweiten Advent auf die Wiederkunft Christi vorbereiten, dann hätte ich es gern, dass wir das damit verbundene Gericht genau so sehen: Wir arbeiten an uns, gehen die Schwachstellen an, üben, bis es uns zu den Ohren heraushängt. Aber nicht, weil wir Spaß am Scheitern haben oder uns gern mit unmöglichen Aufgaben beschäftigen, sondern nur aus dem einen und einzigen Grund: *damit am großen Tag alles klappt*. Wenn Jesus wiederkommt, muss es laufen. Bis dahin ist Proben angesagt.

Ich werde euch also heute Abend mit diesem Gerichtstext auch eine Gerichtspredigt halten. Nicht, um euch fertigzumachen oder weil Theologen Spaßbremsen sind, sondern nur aus diesem einen Grund: *damit am großen Tag alles klappt*. Deshalb gehen wir jetzt alles noch einmal durch, und ihr schaut mal, wo es bei euch noch hakt. Und ob das nun prophetisch ist oder nur der Wutausbruch von einem der „alten, weißen Männer“, die heutzutage sowieso an allem schuld sind – das müsst ihr selbst entscheiden.

Beginnen wir also ganz am Anfang mit einem kleinen bisschen Exegese. Unser Predigttext ist eines der sieben Sendschreiben der Offenbarung, genauer gesagt das fünfte. Und das geht an die Stadt Sardes in der römischen Provinz Asia in der heutigen Westtürkei. Warum gerade dorthin, wissen wir nicht. Nur so viel: Sardes mag zwar eine große Vergangenheit gehabt haben – der sagenhaft reiche König Krösos hat dort mal residiert – in der Zeit der Offenbarung ist es jedoch nur eine Provinzstadt. So unauffällig, dass Sardes im Neuen Testament nur hier im Zusammenhang mit den sieben Sendschreiben überhaupt erwähnt wird.

In dieser unauffälligen Stadt gab es nun eine Gemeinde, die ebenso unauffällig gewesen zu sein scheint, jedenfalls wird auch sie ansonsten nicht erwähnt. Man lebt also vor sich hin, erledigt seine Aufgaben, bezahlt seine Rechnungen, geht in den Gottesdienst, engagiert sich hier und da, und dann bekommt man von Jesus plötzlich zu hören: „*Ich kenne deine Werke: Du hast den Namen, dass du lebst, und bist tot.*“

Das Schöne an diesem Vorwurf ist, dass er so wunderbar unkonkret ist. Es ist ja ein Bildwort – niemand rechnet damit, dass in Sardes tatsächlich Leichen die Kirchenbänke bevölkert haben – und als solches lässt es sich problemlos auf alles übertragen. Freunde der Endzeitliteratur behaupten zum Beispiel, dass damit die Kirche in der Zeit nach der Reformation gemeint sei, die zwar die rechte Lehre vertreten, aber keine wirkliche Erweckung gebracht habe. Andere – natürlich Freikirchler! – erkennen darin die heutige Landeskirche, die zwar über schöne Gebäude und wohlklingende Namen verfüge, aber eben kein Leben mehr in ihren Mauern vorweisen könne. Charismatiker sehen darin die Evangelikalen, Evangelikale die Charismatiker – und alle scheinen sich dabei einig zu sein, dass es auf die Katholiken auf jeden Fall zutrifft. Im Endeffekt läuft es jedenfalls immer darauf hinaus, dass *die anderen* sich ändern müssten, wenn sie wirklich lebendig werden wollen.

Sorry, Leute, aber so funktioniert eine Gerichtspredigt nicht. Über die anderen schimpfen kann jeder, dazu muss man nicht besonders geistlich sein. Viel herausfordernder ist doch die

Frage, wo trifft dieses Wort denn uns, wo haben wir einen „Namen“, als würden wir leben, sind aber tatsächlich tot?

Diese Frage kann jede und jeder natürlich nur für sich selbst beantworten. Ich möchte deshalb auch niemanden beschuldigen oder gar verurteilen, aber euch fragen, so wie man das bei einer Probe macht: Hast du deinen Text tatsächlich gelernt? Hast du deinen Part in dem Stück wirklich drauf? Bist du sicher mit deinem Instrument? – Übertragen auf unsere Situation geht das so: Du bist am „Bibelseminar“. Ist das für dich nur ein Name oder hat das eine tiefere Bedeutung? Hat die Bibel in deinem Leben den Stellenwert, den sie von Gott her haben sollte? Lebst du *mit* ihr als Gottes Wort, lebst du *in* ihr, ist das die Grundlage, von der aus du die Wirklichkeit betrachtest und zu verstehen suchst? Versuchst du in ihre Welt einzudringen, ihren roten Faden weiterzuspinnen? Teilst du ihre Vision?

Ich fürchte, hier liegt manches im Argen – und damit meine ich nicht nur, dass wir unsere Stille Zeit nicht regelmäßig machen oder bei der Exegese schlonzen. Mir geht es eher um die Grundeinstellung. Unsere Ausbildung verführt ja dazu, die Bibel vor allem für andere zu lesen. Man stößt auf einen interessanten Gedanken und denkt sofort an die nächste Predigt oder Jungscharstunde. Der Soundso, der müsste das mal zu hören bekommen! Oft genug läuft es aber auch gerade umgekehrt: Ich weiß ganz genau, was der Soundso mal zu hören bekommen müsste, jetzt muss ich nur noch den entsprechenden Text finden – und zur Not ein bisschen hinbiegen, dass es passt.

Doch egal, wie man es auch dreht und wendet, das ist ein Missbrauch der Bibel. Gott hat uns sein Wort nicht gegeben, weil es in der Welt nicht genügend fromme Sprüche oder hilfreiche Geschichten gibt, sondern um unser Leben damit zu prägen. Und prägen heißt nun einmal, dass *wir* verändert werden und nicht die Bibel. Wenn das also euer Problem ist, dann nutzt die Adventszeit, um daran zu arbeiten.

Aber es gibt ja noch mehr Namen, mit denen wir uns bezeichnen. „Evangelisch“ zum Beispiel. Das Wort „Evangelium“ wird vermutlich noch öfter missbraucht als die Bibel. Bei der Bibel wissen wenigstens alle, was gemeint ist, bei Evangelium aber nicht. Allzu oft wird daraus nur eine diffuse gute Nachricht, bei der eben jeder einsetzen kann, was er so für gut hält. Aber um es einmal ganz deutlich zu sagen: Das Evangelium ist nicht, dass Gott uns so liebt, wie wir sind, dass er uns unsere Sünden vergibt und uns annimmt. Nein, vom Neuen Testament her ist das Evangelium, dass mit Jesus Gottes Herrschaft auf eine ganz neue Weise angebrochen ist, dass er sein Reich unter uns baut und die Welt in Ordnung bringen wird. Und dass sich alles dieser Herrschaft beugen wird, früher oder später. Die Herren dieser Welt werden abtreten und Gottes Reich kommt.

Vergebung spielt dabei natürlich eine Rolle, Annahme auch, aber das ist nicht das Evangelium und damit auch nicht die Botschaft für den Advent. In ihm geht es um die Vorbereitung auf die Herrschaft Gottes, die unaufhaltsam unter uns anbricht. Ist das auch euer Horizont? Lebt ihr euer Leben so, dass es jeden Tag soweit sein könnte? Dass ihr Schritte in diese Richtung geht? Wenn nicht, wäre auch das eine Aufgabe für die nächsten Wochen.

Und damit sind wir bei dem größten aller Namen, die auf uns gelegt sind: Christus. Wir sind Christen, also Menschen, die Jesus verkörpern sollen. Wie das geht, wird unterschiedlich beantwortet. Als ich mich mit achtzehn Jahren bekehrt habe, befand sich mein Jugendkreis gerade in einer Endzeitwelle. Texte wie unserer hier waren mir zutiefst vertraut, allein über das „Tausendjährige Reich“, für das die Bibel immerhin anderthalb Verse übrig hat, besitze ich ein dickes Buch. Für uns war damals klar: Christsein heißt, in der Endzeit zu leben, aufmerksam die Nachrichten zu verfolgen, entsprechende Häkchen in unseren „Endzeitfahrplänen“ zu machen und endlose Diskussionen darüber zu führen, ob die „Entrückung“ nun vor, nach oder während der „Großen Trübsal“ stattfinden wird. Garniert wurde das Ganze mit einer täglichen „Stillen Zeit“ und einer soliden, wenn auch ziemlich konservativen Ethik. Und natürlich dem Aufruf zur Evangelisation.

Während meines Studiums hat sich das Bild gewandelt. Die Gemeinde war charismatischer geworden und die gute, alte Endzeitwelle war mittlerweile in eine „prophetische“ Bewegung

hineingeflossen. Wer etwas auf sich hielt, glaubte felsenfest an die unmittelbar bevorstehende Erweckung. Darum ging es auf jeder zweiten Konferenz und in jedem dritten Eindruck im Gottesdienst. Auch darüber sind dicke Bücher geschrieben worden, „prophetische“ natürlich, in denen in endlosen Visionen ausgebreitet wurde, wie demnächst die Massen in unsere Gemeinden strömen würden und wie die sich darauf vorbereiten könnten. Garniert wurde das Ganze durch viele Gebetstreffen, lange Lobpreiszeiten und eine Ethik, die immer noch konservativ war, aber in der auch der Begriff der Freiheit ständig aufgetaucht ist. Und natürlich dem Aufruf zur Evangelisation.

Mittlerweile hat sich das Bild, so scheint es mir, noch einmal gewandelt. Aus der großen Erweckung ist die kleine geworden. Nicht die Welt bekehrt sich zu Gott, sondern der Einzelne, das aber auf eine so einzigartige und ganz persönliche Weise, dass die Erweckung der Welt dahinter geradezu verblasst. Wenn ich mir die Texte mancher Lobpreislieder anschau, dann beschreiben sie ja ein wahnsinniges Wechselbad der Gefühle. Da ist auf der einen Seite eine nicht mehr zu überbietende Aufzählung von Superlativen. Gott ist so wunderbar und steht mir so unglaublich eng zur Seite, dass das gar nicht mehr zu toppen ist. Wo der Name Jesu auch nur erwähnt wird, geschehen schließlich schon Wunder. Und wo Petrus dereinst nur zaghaft über den See Genezareth gestolpert ist, schreiten wir heutzutage glaubensmutig über die Ozeane.

Demgegenüber steht aber die andere Seite: So vollkommen Gott ist, so vollkommen ist in diesen Texten auch unser Versagen. Wir suchen überall, doch nichts, aber auch wirklich gar nichts außer Gott kann uns auch nur ansatzweise glücklich machen. Was wir anpacken, zerrinnt zu Staub. So inbrünstig unsere Sehnsucht nach Gott ist – alles, bis zur allerletzten Faser unseres Seins geben wir ihm hin – so wenig kann er uns trotzdem gebrauchen. Wir machen nicht nur hier und da mal einen Fehler, sondern sind totale Versager und das in jeder Hinsicht.

Ich weiß, das trifft nicht alle Lobpreislieder, aber leider das eine oder andere – und das hier ist eben eine Gerichtspredigt. Und die muss pauschal sein, damit sie schmerzt und aufrüttelt. Denn ich glaube tatsächlich, dass das etwas mit uns macht, wenn wir uns in diesem Gefühlsstrom mitreißen lassen, in dem geradezu inflationär mit großen dogmatischen Begriffen um sich geworfen wird und wir daneben immer klein und schlecht erscheinen. Und wenn das dann noch mit einem postfaktischen Jesus garniert wird – Jesus ist, was sich für mich so schön nach Jesus anfühlt – dann wird es richtig schwierig. Dann hilft auch der Aufruf zur Evangelisation nicht mehr weiter.

Was ich dabei so problematisch finde, ist, dass in all dem das Kreuz komplett ausgeblendet wird. Und dabei geht es mir nicht um das Mittel zur Erlösung, das große Symbol dafür, dass Gott uns vergibt. Nein, mir geht es ganz einfach und grundlegend um das Kreuz als zentrales Element der Nachfolge, als *der Weg*, auf dem wir gehen sollten. Deshalb stört es mich, wenn wir ständig ein Christsein besingen, das sozusagen von Sieg zu Sieg schreitet, in dem es kein wirkliches Leid gibt und keine echte Schuld, sondern nur Sehnsucht und Versagen. Das ist nicht nur unrealistisch, es bildet auch das Leben Jesu nicht ab.

Es ist daher an der Zeit, ein paar grundlegende Wahrheiten wieder deutlich zu machen: Es gibt ein Leiden, das nichts mit Sünde oder Versagen zu tun hat, sondern einfach nur damit, dass wir in einer gefallenen Welt leben. Und manches Leid wird nicht geheilt werden, wie sehr wir auch beten. Nicht weil wir schlechte Menschen sind, sondern einfach nur, weil Gott es warum auch immer nicht wegnimmt.

Und es gibt eine Gottesferne, die nichts mit Sünde zu tun hat. Jesus hat sie selbst erlebt in der Wüste und im Garten Gethsemane, viele große Glaubenshelden haben sie ebenfalls erfahren, und wir durchleben sie vielleicht auch. Und was besonders herausfordernd ist: Wir erleben sie oft in den Momenten, wo wir Gottes Nähe eigentlich umso mehr bräuchten, in Momenten der Entscheidung, wenn grundlegende Dinge anstehen. Mit einem Mal erscheint der Himmel leer und die Gebete reichen nur bis zur Zimmerdecke. Aber warum sollte es uns da besser gehen als unserem Herrn im Garten?

Vielleicht sind es also die folgenden Fragen, mit denen du dich in dieser Adventszeit beschäftigen solltest: Wie halte ich es denn mit dem Leiden und dem Kreuz? Hat das einen Platz in meinem Leben, nicht nur irgendwo hinten links in der Abstellkammer oder verstaubt auf dem Dachboden, sondern mitten drin? Wie gehe ich mit Leid um, dem eigenen wie dem fremden? Und welche Rolle spielt das Kreuz, wenn ich an meine Nachfolge Jesu denke? Ist das der Weg, auf dem ich Jesus ähnlicher werden möchte?

Wenn wir uns nun auf diesem Hintergrund der Frage zuwenden, was Jesus seinen Jüngern als Vorbereitung auf sein Kommen empfiehlt, dann lässt sich das auf eine einfache Formel bringen: durchhalten und mit dem Guten weitermachen. Die Bilder, die er gebraucht, sind eindeutig: Es geht um Knechte, die gewissenhaft ihre Arbeit tun, auch wenn ihnen keiner über die Schulter schaut; um Verwalter, die weiterhin für ihren Herrn arbeiten und nicht in die eigene Tasche wirtschaften; um Menschen, die Kranke besuchen und Notleidende versorgen. Mit anderen Worten: Es geht gar nicht um eine besondere Stimmung oder Gefühlslage, auch nicht um die gigantische Erweckung oder die riesige Party. Nein, alles, was Jesus von uns erwartet, ist, dass wir so leben, als wäre er schon da, als stünde er neben uns – damit wir nicht überrascht sind, wenn er es eines Tages wirklich tut. Das ist ziemlich nüchtern, aber trotzdem ziemlich schwierig. Jesus macht nämlich auch an verschiedenen Stellen klar, dass wir dafür keinen Dank erwarten können und erst recht keine großartige Bewunderung. So ist das eben mit Menschen, die einfach nur das tun, was gut und richtig ist. So ist das erst recht mit Menschen, die auf dem Weg des Kreuzes unterwegs sind. --

Soweit die Bestandsaufnahme. Damit ist die Probenstunde eröffnet. Was machen wir nun, wenn wir entdecken, dass wir hier und da unsere Schwierigkeiten mit dem Stück haben, wenn vieles noch nicht klappt und holpert, wenn wir uns immer wieder im Ton vergreifen? Unser Text gibt uns dieselben Anweisungen, die wir auch in der Probenstunde bekommen würden: *„Werde wach und stärke das andre, das schon sterben wollte... So denke nun daran, wie du empfangen und gehört hast, und halte es fest und tue Buße!“*

Es geht also um Konzentration. Wir sollen einander anschubsen und immer wieder daran erinnern, dass wir hier nicht zum Spaß zusammen sind, sondern um ein Stück zu proben. Interessant finde ich übrigens die Formulierung, „denke daran, wie du empfangen und gehört hast“. Das erinnert doch stark an eine Probenstunde. Hier wird nicht über den Text oder die Noten diskutiert – welches Stück aufgeführt werden soll, ist schließlich allen bekannt – nein, das hört sich eher so an, wie wenn ein Regisseur oder eine Chorleiterin etwas vorspricht und vormacht. „Schau noch einmal genau, wie ich es mache!“ Oder auch: „Erinnere dich, wie ich es dir beigebracht habe!“ Übung macht den Meister, und deshalb lohnt es sich, die Adventszeit entsprechend zu nutzen.

Und wie sich das lohnt! Denn der große Auftritt kommt bestimmt, in unserem Text ist davon die Rede, dass es am Ende Menschen geben wird, *„die werden mit mir einhergehen in weißen Kleidern, denn sie sind's wert.“* Das ist ganz großes Kino, ein unglaublicher Auftritt. *„Wer überwindet, soll mit weißen Kleidern angetan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens, und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“* Und hier wird es sein wie bei jeder Aufführung. Wenn der große Tag erst einmal da ist, sind die Proben vergessen. Dann steht man auf der Bühne und lässt sich feiern.

Aber bis dahin muss geübt werden, immer und immer wieder. Wir müssen das Drehbuch in- und auswendig kennen und natürlich unseren Part darin. Wir müssen wissen, um was es geht und was auf dem Spiel steht. Und wir müssen unsere Rolle lernen, bis sie uns so in Fleisch und Blut übergegangen ist, dass sie zu einer zweiten Natur geworden ist. Das ist unsere Aufgabe für die Adventszeit, dieses Jahr und in den nächsten Jahren. Bis eines Tages der Vorhang zur Seite geschoben wird und der große Auftritt kommt. Dann muss alles klappen und jeder Handgriff sitzen – das wird er aber auch, wenn wir vorher genug geübt haben.

Gott segne uns dabei. Amen.